Al Prof. Dr. Italo Pizzi
con omaggio dell' autore

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 7.

Die höfische und romantische Poesie der Perser.

Von

Prof. Dr. Hermann Ethé.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Literar-Historisches.

(31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15,50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) .... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) » —.80
Dierks, Die schöne Literatur der Spanier. (372) .... » —.75
—, Poetische Turniere. (447) .... » —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) .... » —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) .... » —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) .... » —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) .... » —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) .... » —.60
Helbig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) .... » 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) .... » —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) .... » —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) .... » —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21) .... » —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) .... » —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) .... » —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) ... » 1.—
Meißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) .... » —.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341) .... » 1.20
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) .... » —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83) .... » —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) .... » —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) » —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) .... » 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.) .... » 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) » —.75
Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) .... » 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471) .... » 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263) .... » —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) .... » —.75

In den früheren Jahrgängen der „Zeitfragen" erschienen:

Literatur, Kunst und Musik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12,75 M.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) M. 1.60
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) .... » —.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ...... » 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) .... » 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) .... » 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueb... Zeit. (136/137) » 1.60
Mähly, Der Roman ... » 1.—
Minckwitz, Entwicklung ... tschland (203) » 1.20
Naumann, Zukunftsm... (82) .... » 1.20

Die
höfische und romantische Poesie der Perser.

Von

Prof. Dr. Hermann Ethé.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Stolz und hehr wölbt sich der Dom persischer Dichtkunst, durchbraust von Orgelklang und dem tausendstimmigen Chor sangesfreudiger Kehlen — wer aber den Grundstein zu diesem Riesenbau gelegt, darüber schwanken, wie lose Blätter im Winde, die Berichte der einheimischen Ueberlieferer unstät hin und her. Die meisten gehen bis ins fünfte christliche Jahrhundert zurück und bezeichnen den Sâsânidenkönig Bahrâmgûr oder Bahrâm IV. (420—440) als den Erfinder der Verskunst und des Reims; aber auch hier gehen die Ansichten im Einzelnen wieder weit auseinander. Einige behaupten, der König selbst habe in der Freude über einen glorreich erlegten Löwen die ersten persischen Verse gedichtet; nach Anderen war es seine Lieblingssklavin Dilârâm, die in ihren Kosestunden mit dem Monarchen Irâns alles, was der Geliebte sagte, in Worten von gleichem Metrum und Rhythmus wiederholte. Nun ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß die späteren Sâsânidenherrscher den dichterischen Geist ihrer Nation auf alle Weise nährten und förderten, und ihrer wird auch in diesen Blättern noch öfter gedacht werden müssen; da aber die offizielle Sprache ihres Reiches Pehlewî und zuletzt Pârsî war, so fallen alle poetischen Anläufe dieser Art in den Bereich jener beiden älteren Literaturen und sind im Ganzen nur sehr lose mit der unendlich reicheren und für die Entwickelung des menschlichen Geistes bei weitem bedeutsameren Literatur verknüpft, die in eigentlichem Persisch oder — wenn

man lieber will — in Neupersisch geschrieben ist, jener Sprache, die sich im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts, mit sehr geringen Flexionsänderungen, aus dem Pârsî durch einen fortwährend steigenden Zufluß an arabischen Wörtern und Phrasen herausgebildet und in fast genau derselben Form ein volles Jahrtausend bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch ward allen Bestrebungen der Sâsâniden auf geistigem, wie auf politischem Gebiet durch die unter dem Chalifen ʿOmar (634 bis 644) begonnene und unter seinem Nachfolger ʿOthmân (644—656) vollendete Eroberung Persiens durch die Araber ein jähes Ende bereitet, und es ist diese geschichtliche Thatsache, mit der wir vor allem zu rechnen haben, wollen wir das Geburtsjahr der nationalen Literatur des modernen Persiens sicher bestimmen. Nur müssen wir uns hüten, auch hier blindlings den Angaben solcher Berichterstatter zu folgen, die den alten persischen Grammatiker Abû Hafç aus Soghd bei Samarkand, oder gar einen unmündigen Knaben, den Sohn des Çaffâridenfürsten Jaʿqûb bin Laith (868—878), der einst im kindlichen Spiel den ersten persischen Vers verfaßt haben soll, zum Taufpathen neupersischer Dichtkunst stempeln wollen. Ein Fingerzeig zur Erkenntniß der Wahrheit liegt freilich darin, der nämlich, daß, wie bei den meisten Völkern, die in der Geschichte der Civilisation eine Rolle gespielt, so auch beim persischen der geistige Aufschwung mit dem Erwachen und Erstarken des Nationalgefühls, mit dem Abschütteln fremden Joches und dem Aufdämmern einer neuen politischen Selbständigkeit Hand in Hand gegangen ist.

Unter dem Ansturm der islamischen Heere war das schon längst durch innere Wirren zerrüttete Sâsânidenreich in Trümmer gesunken; mit der Ermordung seines letzten Königs, Jazdadschird III., im Jahre 651 (A. H. 30) schloß in kläglicher Weise die einst so glänzende Geschichte dieses altberühmten Fürsten-

hauses ab, und jede Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand war dahin. Kämpften auch die entfernteren Provinzen Irâns noch Jahrzehnte lang um die letzten schwachen Reste ihrer Unabhängigkeit, sie konnten doch den Lauf des unerbittlichen Schicksals nicht hemmen, und die völlige Einverleibung Persiens in das weite Chalifenreich war nur zu bald eine vollendete Thatsache. Nicht minder rasch vollzog sich die religiöse Umwälzung in dem neueroberten Lande; nicht Feuer und Schwert allein bahnten dem neuen Glauben Muhammads den Weg — der den Persern selbst innewohnende streng fatalistische Zug machte sie leichter der Bekehrung zugänglich, als manches andere Volk, und mit dem Koran nahmen sie, wenn auch widerstrebend, das für ihre Laute so wenig passende arabische Alphabet, mit dem Islam zugleich an Stelle ihres eigenen, viel naturgemäßeren Sonnenjahres das arabische Mondjahr an. Aber ganz vermochte die Fremdherrschaft doch nicht das Angedenken an die entschwundene Größe und Herrlichkeit des alten irânischen Reiches aus den Gemüthern zu bannen, ebensowenig wie sich der Magismus, die altehrwürdige Lehre Zoroasters, mit Stumpf und Stil ausrotten ließ. In den herrlichen Küstenländern am Südrande des kaspischen Meeres, in Mâzandarân und Gîlân, sowie in den Bergen von Tabaristân, hatten die Bekenner des alten Glaubens eine verhältnißmäßig sichere Zufluchtsstätte gefunden und nährten dort das heilige Feuer ihrer angestammten Religion wie nicht minder ihrer nationalen Begeisterung; auch in den andern Provinzen Persiens glomm unter der Asche der zerstörten Tempel der nur halb erloschene Funke fort und fort und wartete einzig des belebenden Hauches, der ihn zu neuer, weithinstrahlender Flamme zu entfachen berufen war. So lange die Omajjaden, die dem Hause ʿAlîs, des vierten Chalifen, den Todesstoß versetzt, in Damaskus mit starker Hand das Scepter schwangen, blieb die Einheit des Reiches — wenigstens

nach außen hin — gewahrt, und wenn auch fortwährend kleinere Aufstände in den persischen Provinzen von dem dumpfen Groll, der gährenden Unzufriedenheit der unterjochten Bevölkerung Zeugniß ablegten, ein Wiederaufleben nationaler Unabhängigkeit war und blieb vorläufig außer Frage. Ganz anders aber gestaltete sich die Lage der Dinge, nachdem im Jahre 750 (A. H. 132) die ʿAbbâsiden sich siegreich zu Beherrschern der Gläubigen aufgeworfen und bald darauf, 762, den Sitz der Regierung nach dem neu gegründeten Baghdâd verlegt hatten. So herrlich sich auch die neue Reichshauptstadt unter dem Scepter der ersten Fürsten dieses Hauses entfaltete und auf geraume Zeit hinaus unbestritten als Mittelpunkt geistigen Lebens und gelehrter Forschung, als Stapelplatz des Welthandels galt, die Einheit des Chalifats war mit dem Fall der Omajjaden für immer gebrochen! Der einzige Sproß der letzteren, der glücklich dem Verderben entronnen und nach Spanien geflüchtet war, begründete das erste von den Chalifen des Ostens völlig unabhängige Reich in dem glänzenden Cordova; — bald folgten diesem Beispiel die Idrîsiten in Fez, und die Aghlabiten in Qairawân und Tunis, und auch in den östlichen Provinzen Persiens begann sich Aehnliches vorzubereiten. Schon unter den arabischen Statthaltern war der Zusammenhang jener entfernteren Theile der alten persischen Monarchie mit dem Sitz der obersten Herrschergewalt in Damaskus und später in Baghdâd ein ziemlich loser gewesen; noch mehr gelockert aber wurde das Band, sobald das eingeborene persische Element die Zügel der Statthalterschaft an sich zu reißen und sich allmählich erblich zu machen strebte. Und mit dieser ersten schwachen Regung politischer Selbständigkeit erwachten auch die ersten Keime des lange unterdrückten nationalen Selbstgefühls — die angestammte Sprache, die nie ganz erloschene Liebe zu Sang und Dichtkunst machten ihre unver-

äußerlichen Rechte geltend, und bald verkündeten die rhythmischen Klänge des ersten Sängers den nahen Anbruch eines neuen persischen Liederfrühlings.

Es ist ein schlagender Beweis für den schon betonten innigen Zusammenhang zwischen dem geistigen und politischen Aufschwung einer Nation, daß nach ʿAufî, dem ältesten persischen Literarhistoriker (der im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts sein biographisches Werk Lubâb-ulalbâb schrieb), das erste rein persische Gedicht gerade im Todesjahr Hârûn-arraschîds, mit dem die Machtfülle der ʿAbbâsiden ihren Zenith erreicht, um, erst langsam, dann rascher und rascher ihrem Untergange zuzueilen, verfaßt wurde, und daß es noch dazu dem Prinzen Ma'mûn, Hârûns ältestem Sohne, gewidmet war, der, von einer persischen Mutter geboren und in Chorâsân auferzogen, sich schon früh jenen freisinnigeren Anschauungen in Glaubenssachen zugeneigt hatte, wie sie besonders dort unter den gebildeteren Klassen der persischen Bevölkerung im Aufblühen begriffen waren. Das tragische Schicksal, das der Omajjade Jazîd im Jahre 680 bei Karbalâ der Familie des Chalifen ʿAlî, vor allem seinem Sohne Husain bereitet, der als Gemahl einer Tochter des letzten Sâsânidenkönigs in den Augen der Perser gewissermaßen die angestammte Dynastie fortzupflanzen berufen war, hatte in vielen der besten Geister des alten Îrâns Mitleid mit den ʿAliden und sogar mit ʿAlî selbst wachgerufen, so wenig Sympathien sich auch der Letztere dank seinem schwankenden Charakter während seines Lebens und seiner Regierungszeit zu gewinnen gewußt hatte. Da sie das politische Joch der Araber vorläufig nicht abzuschütteln vermochten, so suchten sie wenigstens ihrem patriotischen Gefühl dadurch Genugthuung zu verschaffen, daß sie die Legitimität der drei ersten Chalifen bestritten und ʿAlî, den Schwiegersohn des Propheten und Gemahl seiner Lieblingstochter Fâtimah, sowie die aus seinem Blute ent-

sprossenen Imâme zu Nationalheiligen erkoren, in ersterem gleichsam den Ormuzd, in letzteren die Amschaspands oder guten Geister der Zoroastrischen Lehre zu neuem Leben heraufbeschwörend. Und auch dem tiefinneren Drange nach einer selbständigeren Gestaltung ihres religiösen Lebens konnten diese erste Schi'iten oder Dissenters dabei Rechnung tragen, ohne geradezu dem nun einmal schon zu sehr in Fleisch und Blut des persischen Volkes übergegangenen Muhammedanismus untreu zu werden; durch die Verwerfung der mit dem Koran für gleich heilig gehaltenen Sunna oder Tradition legten sie die erste Bresche in die starre Orthodoxie des Islams und wurden dadurch um so empfänglicher für die Lehre der Mu'taziliten, die in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunders zuerst die Fahne der menschlichen Willensfreiheit und der unbehinderten wissenschaftlichen Forschung, im Bunde mit der inneren Reinigung des Herzens emporhoben und später in dem Geheimbund der „lauteren Brüder“ auf arabischem, in den Jüngern des sich eng an das indische Vedântasystem anlehnenden, mit neuplatonischen Ideen vielfach durchdrungenen Çûfismus oder mystischen Pantheismus auf persischem Gebiete ihre Nachahmer und Vervollkommner fanden.

Es war im März des Jahres 809 (A. H. 193), als Hârûn-arraschîd in Chorâsân, wohin er in Begleitung seines Sohnes Ma'mûn mit starker Heeresmacht zur Unterdrückung eines gefährlichen Aufstandes aus Baghdâd aufgebrochen war, plötzlich vom Tode überrascht wurde, und als kurz darauf Ma'mûn mit großem Pompe in Marw einzog, bewillkommnete ihn ein persisches Loblied, von einem des Arabischen wie des Persischen gleich kundigen Gelehrten 'Abbâs verfaßt, dessen patriotische Tendenz aus den folgenden Schlußversen deutlich hervorgeht:

Vor mir hat in dieser Weise Keiner je solch Lied gesungen,
Da noch fern von solcher Sangart sich die Perserzunge hält;
Darum sang ich just dies Lied dir, daß doch endlich Glanz und Schimmer
Durch den Lobpreis deiner Hoheit auch auf diese Sprache fällt!

Diese Huldigung, einem so völlig von den neuen, bahnbrechenden Ideen durchdrungenen Prinzen wie Ma'mûn dargebracht, ist bedeutsam für die ganze spätere Entwickelung der persischen Literatur, wenngleich die modernen Perser, ganz vergessend, wieviel Dank sie diesem Fürsten schuldig sind, seinem Andenken fluchen, weil er seinen 'alidischen Schwiegersohn durch Gift aus dem Wege geschafft; und nicht minder bedeutsam ist der Ort, der sie gebar. Bei Marw war der letzte Sâsânide durch Mörderhand gefallen und die alte Monarchie zu Grabe getragen worden; von Marw war gerade 100 Jahre später (750) die Erhebung der 'Abbâsiden ausgegangen; in Marw endlich erklärte sich Ma'mûn im Jahre 811 (A. H. 195) zum Chalifen und trat von da den Feldzug gegen seinen Bruder Amîn an. Zudem war Marw die Hauptstadt von Chorâsân, jenem Hochlande auf der Westseite des Oxus, das wie eine Bergfeste das sonnige Îrân nicht minder wie das düstere Tûrân oder Turkistân beherrscht und daher oft die Brust, auch das Schwert Persiens genannt worden ist. Mit Hülfe der Heere Chorâsâns hatten sich die 'Abbâsiden das Chalifat erstritten, und seit jener Zeit ist kein Siegespreis mehr umworben worden in all' den wilden Dynastien- und Rassenkämpfen, die Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit Mittelasien erschüttert haben, als gerade der Besitz dieser Provinz; keine war daher auch geeigneter als Wiege für die neugeborenen Zwillingsschwestern — die nationale Dichtkunst und die nationale Unabhängigkeit Persiens! Wie die erstere, so rief Ma'mûn auch die letztere, unbewußt uud unabsichtlich, ins Leben. Durch die werkthätige Unterstützung eines seiner geschicktesten Heerführer, des Chorâsâners Tâhir bin Husain, entwand er in wenigen Jahren seinem Bruder Amîn das angemaßte Chalifat, und Tâhir erhielt als Lohn für seine Dienste die Statthalterschaft seines Heimathlandes, die er so geschickt auszunützen verstand, daß er bald eine von seinem Oberherrn

in Baghdâd fast unabhängige Herrschaft über Chorâsân ausübte und sogar soweit gehen durfte, als ihm Ma'mûn gelegentlich einen scharfen Verweis ertheilte, den Namen des Chalifen gänzlich aus dem Kanzelgebete wegzulassen und seinen eigenen an dessen Stelle zu setzen. Damit war, etwa ums Jahr 820 (A. H. 205), die erste dem Namen nach den 'Abbâsiden untergeordnete, in der That aber fast gänzlich frei und selbständig schaltende persische Dynastie der Tâhiriden begründet, und Tâhirs Söhne, Talhah (822—828) und 'Abdallâh (828 bis 844), befestigten dieselbe nicht nur mehr und mehr, sondern dehnten sie auch über das angrenzende Transoxanien aus. Zwar erblaßte der Stern der Tâhiriden bald wieder unter 'Abdallâhs Nachfolgern, Tâhir II. (844—862) und Muhammad, und letzterer ward 872 (A. H. 259) von Ja'qûb bin Laith, dem Begründer der zweiten unabhängigen Dynastie Persiens, der Çaffâriden, ursprünglich eines Gelbgießers (çaffâr) Sohn aus Sîstân oder Zabulistân, der sich zunächst zum Herrn seines Heimathlandes aufgeworfen und dann nach einander Chorâsân, Kirmân, Fârs, Chûzistân, endlich sogar Mâzandarân und Tabaristân erobert hatte, vom Throne gestürzt; aber das einmal begonnene Werk, nationalem Denken und Fühlen beredten Ausdruck zu leihen, ward dadurch nicht gehemmt; es machte, wenigstens auf geistigem Gebiete, nur um so schnellere Fortschritte. Wenn auch die Tâhiriden lebhafte Förderer der Kunst und Wissenschaft gewesen, so hatte ihre Gunst doch zumeist nur den Bestrebungen arabischer Gelehrter und Dichter geleuchtet; eine neue, noch mühsam nach poetischer Gestaltung ringende Sprache konnte nicht so leicht ihrer alles beherrschenden Nebenbuhlerin den Rang ablaufen, und der erste Versuch, den 'Abbâs in Marw gemacht, fand nur langsam Nachahmung und Nacheiferung. Hanzalah aus Bâdaghîs (in der Nähe von Harât), dessen Verse nach 'Aufî so frisch

sind wie gekühlter Wein und so angenehm fächelnd wie Nordwind, ist der einzige persische Dichtername, der uns aus den Tagen der Tâhiriden überliefert ist; aber schon unter den Çaffâriden, die überhaupt mehr den alten irânischen Traditionen gerecht zu werden suchten, mehrte sich die Zahl der Bannerträger persischer Redekunst, unter denen besonders Fîrûz almaschriqî und Abû Salîk aus Gurgân hervorleuchten, und als die neue Sonne der Sâmâniden glorreich am Himmel Chorâsâns emporstieg, da scholl ein volltönender Lobgesang aus vielen gleichgestimmten Dichterkehlen jubilirend zu ihr empor!

Auch diese dritte unter den mehr oder minder unabhängigen Dynastien Persiens verdankt, gleich den Tâhiriden, ihre erste Machtentfaltung dem Chalifen Ma'mûn. Er war es, der drei Söhne Sâmâns, eines Tatarenhäuptlings, der aber Anspruch darauf machte, ein Abkömmling der Sâsâniden zu sein, mit den Statthalterschaften von Harât, Samarkand und anderen ausgedehnten Distrikten jenseits des Oxus belohnte. Dort schwangen sich die Sâmâniden bald zu einer so gebietenden Stellung empor, daß sie nach dem Fall der Tâhiriden getrost die Uebergabe Transoxaniens an die Çaffâriden zu verweigern, die Herrschaft über diese Provinz in ihrem Hause erblich zu machen und in Bochârâ einen fast königlichen Hofhalt zu errichten vermochten. Ja, sie thaten mehr! Schon unter Naçr I. bin Ahmad, dem Urenkel Sâmâns (874—892) war Chwârizm der transoxanischen Herrschaft einverleibt worden, und als sein thatkräftiger Bruder Isma'îl (892—907) den Thron Bochârâs bestiegen, war das Schicksal der Çaffâriden vollends besiegelt. Isma'îl ging mit starker Heeresmacht über den Oxus, schlug 'Amr bin Laith, den Bruder Ja'qûbs und sandte ihn als Gefangenen nach Baghdâd an den Chalifen Mu'tadhid, dem gegenüber der Sâmânidenfürst in kluger Berechnung stets die Rolle eines ergebenen Vasallen gespielt hatte.

Mit diesem im Jahre 900 (A. H. 287) erfochtenen Siege war Chorâsân den Sâmâniden gewonnen, und bald dehnten sie auch ihre Herrschaft über Sîstân, Gurgân und Tabaristân, kurz über alle Länder zwischen dem Jaxartes und dem Südrande des kaspischen Meers aus. Und in gleichem Maße wie die politische Unabhängigkeit wuchs die nationale Literatur, um die sich kaum eine andere Dynastie so glänzende Verdienste erworben hat, als gerade diese. „Große Dichter blühten auf, breiteten den Teppich aller trefflichen Künste aus und gaben der Welt der Poesie eine feste Norm", sind die bezeichnenden Worte 'Aufîs, und wenn uns auch von den frühesten Poeten der Sâmânidenzeit, wie Abû Schukûr aus Balch, Abû 'Abdallâh Muhammad Fârâlâdî, Abul'abbâs aus Bochârâ, dessen Verse als besonders zart gerühmt werden, Abulmuzaffar Naçr aus Nîschâpûr, Abû 'Abdallâh Muhammad aus Dschunaid, Ma'nawî aus Bochârâ, dem Schöpfer jungfräulicher Gedanken und geistvoller Feinheiten, Abulhasan Schahîd aus Balch, einem Dichter von überzeugungskräftiger Sprache und schönheitbezeugendem Redefluß, und andern mehr, eben nicht viel umfassendere Bruchstücke erhalten sind, als von den literarischen Vertretern der Tâhiriden- und Çaffâridenzeit — meistens Sinngedichte und Lehren praktischer Weisheit, untermischt mit kurzen Trink- und Liebessprüchen — so zeigen sie doch genugsam die Keime jener scharf ausgeprägten Tendenz, die der ganzen persischen Literatur einen so eigenartigen Stempel aufgedrückt hat, der nämlich, den aufgezwungenen Geist des Islam mit dem natürlichen arischen Gefühl zu verschmelzen, den starren Deismus der neuen Lehre mit der angeborenen freieren und mehr oder minder pantheistischen Weltanschauung in höherem Einklang zu verbinden. Auch lassen sich in ihnen schon deutlich alle jene Hauptformen poetischer Redekunst unterscheiden, wie sie theils schon früher bei den

Arabern gang und gäbe waren, theils als ureigenste persische Schöpfung sich in allen späteren muhammedanischen Literaturen das Bürgerrecht erworben haben — die Qaçîdah (Loblied, Elegie, satyrisches oder didaktisches Gedicht); die von dieser nur durch den Wegfall des Reims im ersten Halbverse verschiedene Qit'ah, (Bruchstück); das Ghazel (die eigentliche Ode, Liebes- und Trinklied, auch religiöse Hymne); das Rubâ'î (der unserem Epigramm am meisten entsprechende Vierzeiler, für den die Perser ein neues Versmaß erfanden, da sich unter den von den Arabern übernommenen keins als passend erwies); und das doppeltgereimte Mathnawî (heroisches oder romantisches Epos, und Lehrgedicht in größerem Styl). Aber noch wurden alle diese Kunstformen von den Dichtern, so begabt sie auch waren, ziemlich kraus und wirr durcheinandergewürfelt; noch trug keine einzige ihr besonderes Gepräge, ihren individuellen Charakter, denn dazu bedurfte es der Schöpferkraft eines wahrhaft gottbegnadeten Genius. Und dieser erstand zur rechten Zeit in Meister Rûdagî, dem ersten Klassiker der neupersischen Poesie.

Hakîm Farîd-uddîn Muhammad, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts geboren und nach seinem Heimathsorte Rûdag in Transoxanien Rûdagî genannt, zeichnete sich schon in früher Jugend durch überraschende Geisteskräfte aus; noch in kindlichem Alter lernte er nicht nur den ganzen Koran auswendig, sondern wußte ihn auch nach allen Regeln der Kunst vorzutragen; seine schöne Stimme voll herzentzückendem Tonklang und sein vollendetes Saitenspiel gewannen ihm bald Freunde und Verehrer, und als er seinen feinsinnigen Gedanken auch in Rhythmus und Reim Ausdruck zu geben begann, drang sein Ruf weit über die engen Grenzen seiner Geburtsstätte hinaus und erreichte endlich das Ohr des kunstliebenden Sâmânidenherrschers Naçr II. (913—942, A. H. 301—331), des Sohnes und Nachfolgers von Isma'îls Bruder Ahmad.

Naçr zog ihn an seinen Hof, machte ihn zu seinem täglichen Genossen und überhäufte ihn mit soviel Gnadenbezeugungen und Geschenken, daß Rûdagî sich zuletzt 200 Pagen halten konnte und zur Fortschaffung seiner Habe nicht weniger als 400 Kameele nöthig hatte. Diese wahrhaft königliche Huld erwiderte der Dichter in nicht minder königlicher Weise — in zahllosen Strophen von vollendeter Schönheit und einer bei persischen Lobdichtern nur selten bemerkbaren Zartheit und Innigkeit des Gefühls sang er den begeisterten Preis seines fürstlichen Gönners und erfüllte Welt und Nachwelt mit Naçrs Ruhm. Trotz ihres echt orientalischen Bilderschmuckes und ihrer oft kühnen und überraschenden Wendungen halten sich seine Qaçîden doch fern von jenem sprüchwörtlich gewordenen Schwulst, der so manche spätere Erzeugnisse der persischen Panegyrik verunziert, und in ihrer verhältnißmäßigen Einfachheit und Ungekünsteltheit sind sie bis auf den heutigen Tag Muster dieser Dichtungsgattung geblieben. Ein gleicher Zug keuscher Empfindung kennzeichnet Rûdagîs Ghazelen, die gleich den schüchternen Versuchen seiner Vorläufer fast allein der Feier jener beiden unversiegbaren Quellen dichterischer Begeisterung, der Liebe und des Weines, gewidmet sind und bald aufjauchzen in schäumender Jugendlust, bald wieder ergreifend ausklingen in schwermüthigen Klagen um verlorenes Lebensglück. Und wie die großen Panegyriker Anwarî und Chaqânî, so haben auch die großen Lyriker, wie Hâfiz und Genossen, von ihm gelernt und ihn trotz all ihrer blendenden Vorzüge doch kaum übertroffen. Am sinnigsten in Inhalt und Form ist unter den reizenden Trinkliedern wohl das folgende:

Den Wein her, der so leuchtend strahlt, als sei es schier Rubinenregen,
Als spiegle sich in voller Gluth der Sonnenglanz auf blankem Degen,
Als wären's Tropfen, wie sie rein im Blätterschooß die Rosen hegen,
Als wollt' es sich wie Schlummer süß auf schlummerlose Augen legen.
Der Wolke gleich ist der Pokal, und drin der Wein dem Wolkensegen,
Ein Bild der Lust, wenn Wünsche sich erfüllt, die uns das Herz bewegen,

Ja, ohne Wein, wie glichen all die Herzen öden Wüstenstegen,
Es müßte, wär' er leblos auch, im Leib durch Wein sich Leben regen.
Und wär' in Adlers Klau'n der Wein, in Wolkenräumen, weit entlegen,
Wenn nur die Lumpe dann nicht mehr ihn trinken könnten, meinetwegen!

Auch an Sprüchen kerniger Weisheit, an vortrefflichen ethischen Maximen fehlt es bei unserem Dichter nicht, und besonders sind es seine Qit'as und Vierzeilen, in denen er für die Didaktiker der folgenden Zeiten nachahmungswerthe Muster aufgestellt hat. Ebenbürtig den besten Sinngedichten des gefeierten Sa'di sind z. B. epigrammatische Strophen wie:

Gar prächt'ge Mahnung predigt uns der Zeiten Wechsellauf,
Er ist ja, schaust du recht ihn an, ganz voll von weisen Lehren;
Sei nimmer, spricht er, drob ergrimmt, wenn's Andren wohlergeht,
Gar manche giebt's, die neidisch schon nach deinem Glück begehren!

oder:

Nur dann, wenn deiner bösen Lust du siegreich wehrst, bist du ein Mann!
Wenn nie du den, der blind und taub, mit Spott versehrst, bist du ein Mann!
Mit Füßen treten den, der fiel — fürwahr, das ist nicht Mannesart —
Nur dann, wenn als sein Retter du dich flugs bewährst, bist du ein Mann!

Mit seltener Einstimmigkeit haben ihm daher auch die meisten angesehenen Dichter seiner und der späteren Zeit neidlos den Vorrang über sich eingeräumt, und wir würden diese bei orientalischen Poeten fast unerhörte Bescheidenheit und zugleich die Größe von Rûdagîs Genius um vieles besser zu würdigen imstande sein, wenn uns von seinen Gedichten, die 100 Bände gefüllt und 1 300 000 Verse umfaßt haben sollen, etwas mehr als die 50—60 größeren und kleineren Lieder erhalten geblieben, die sich zerstreut in den Werken persischer Literarhistoriker finden, „ein winziger Tropfen aus der Wolke seiner Beredtsamkeit". Am schmerzlichsten ist der Verlust von Rûdagîs großem Mathnawî, einer poetischen Bearbeitung der berühmten buddhistischen Fabeln des Bidpai oder Pilpai, besser unter

dem Namen Kalîlah und Dimnah bekannt, die der Arzt Barzûje unter dem Sâsânidenkönig Nûschirwân (531—579) zuerst aus Indien gebracht und in's Pehlewî übersetzt hatte, aus welchem sie 200 Jahre später der in Persien geborene und in der Lehre Zoroasters aufgezogene 'Abdallâh ibn al-Muqaffa', ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit und großer Sprachgewandtheit (der etwa um's Jahr 760 starb) in's Arabische übertrug. Auf Grund dieser arabischen Bearbeitung, die den Ausgangspunkt für fast alle späteren orientalischen und occidentalischen Uebersetzungen gebildet hat, dichtete Rûdagî das erste persische Epos und erhielt als Belohnung dafür vom Fürsten 40 000 Dirhems (zwischen 20 000 und 30 000 Mark, je nach dem größeren oder kleineren Gehalt dieser an Werth sehr verschiedenen Silbermünze). Die Angaben über das Todesjahr des Dichters, der nach einigen Berichten auch der erste gewesen sein soll, der einen persischen Dîwân, d. h. eine vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte in methodischer Anordnung veranstaltet hat, schwanken zwischen 941 (A. H. 330) und 954 (A. H. 343); wäre erstere richtig, so müßte er noch ein Jahr vor seinem Gönner Naçr aus der Welt geschieden sein; dagegen spricht aber eine ergreifende Elegie, die uns von ihm erhalten, und deren schmerzlich bewegter Ton darauf schließen läßt, daß sie zu einer Zeit geschrieben, wo die schönen Tage des Glanzes und des Reichthums längst hinter ihm lagen und ihm wie dem ärmsten Bettler nichts als „Stab und Ranzen" übrig geblieben war. Die Erwähnung seiner tollen Jugendstreiche und seiner vielen verstohlenen Liebesabenteuer in derselben Elegie, sowie die in allen seinen Liedern sich findende überaus genaue und feine Farbenunterscheidung läßt sich freilich nur schwer in Einklang bringen mit der fast einstimmigen Ueberlieferung der Perser, die noch dazu durch das Lied eines nicht viel später als er selbst lebenden Sâmânidendichters bestätigt wird,

daß er blind geboren und sein ganzes Leben in Blindheit verbracht.

Um Rûdagî, als die Sonne am Himmel Bochârâs, kreiste nun in näherem wie fernerem Abstand eine Schar von Wandelsternen, die alle, je nach ihrer Größe, den Glanz des Sâmânidenhauses mehrten; und als das leuchtende Gestirn endlich am Horizont hinabgesunken war, da erhellten diese und die nach ihnen aufgingen mit ihrem bald helleren, bald matteren Schimmer die kurze Nacht, die schnell der Morgenröthe eines neuen, in noch verklärterem Lichte strahlenden Tages wich. Unter diesen Genossen, Jüngern und Nachfolgern des großen Dichters, stehen in erster Linie der berühmte Arzt Abû Tâhir Chusrawânî, aus dessen Liedern selbst der große Firdausî nicht verschmäht hat ein Verslein zu entlehnen und in eines seiner Ghazelen zu verweben; Hakîm Chabbâz (der Bäcker), von Nîschâpûr, der, um mit ʿAufî zu reden, nicht nur vorzügliches Brot zu backen, sondern auch die Perlen trefflicher Sangeskunst mit dem Thätigkeitsstichel zu durchbrechen verstand; Abulmathal aus Bochârâ; Abû Schuʿaib Çâlih aus Harât, von dem uns ein zartes Lied auf eine schöne Christenmaid überliefert ist; Scheich Abû Zarrâʿah aus Gurgân, den ʿAufî den Architekten der Behausungen der Intelligenz und den Werthabwäger des Denars der Kunstfertigkeit nennt, und der sich mit Rûdagî um den Preis der Dichtkunst zu ringen vermaß: Raunaqî aus Bochârâ, der zum Lobe des Emirs von Chorâsân unter anderen folgende treffende Verse sang:

Beseelt schier ist das Schwert des Schâhs — wer hat solch' Wunder schon gesehen? —
Doch nur beseelt, um Aller Seel' und Leib dem Untergang zu weihn;
Und zitternd auf der Fläche rings erglänzen statt der Damascirung
Die Seelen seiner Feinde all, wie Stäubchen in der Sonne Schein!

Ferner Abulfath aus Bust (nicht weit von Qandahâr), der sich ebenso in arabischer wie persischer Poesie auszeichnete; der Emir Abulhasan 'Alî Alagâtschî, ein Mann der Feder und des Schwertes zugleich, der mit vorzüglichen dichterischen Eigenschaften eine Geisteстüchtigkeit verband, die ihn besonders zur Lösung von schwierigen Problemen, hauptsächlich in der rhetorischen Stylistik befähigte; Abû Mançûr 'Umârah aus Marw, ein berühmter Astronom, der auch in Sentenzen praktischer Weisheit seinen Zeitgenossen voranleuchtete, wie z. B. das kleine Qit'ah beweist:

> Sei von Hochmuth nicht verblendet, giebt die Welt dir Macht und Ehre,
> Manche schon, die hochgeklommen, warf sie hin in Gram und Staub;
> Diese Welt, sie gleicht der Schlange — Schlangen greift der Weltumwerber,
> Und gar oft fällt durch die Schlange, wer sie jagt, dem Tod zum Raub!

und endlich Madschd-uddîn Kisâ'î, aus derselben Stadt gebürtig, ein Mann der strengen Askese, der, wie 'Aufî sagt, die Erdschicht der Begierde von der Herzensfläche mit dem Aermel der willenlosen Gottergebenheit fortgefegt und den aufwirbelnden Staub der Lüsternheit von dem Busenplan mit dem Naß der beiden Gramesaugen gelöscht hatte. Er ist der poetische Hauptvertreter der schi'itischen Glaubensbewegung jener Zeit, und seine Lieder zur Feier 'Alîs und der zwölf Imâme sind mit wahrhaft glühender Begeisterung geschrieben.

Wenn nun auch manche der letztgenannten Dichter schon in die Ghaznawidenzeit hinübergreifen und vielfach noch die ersten Regierungsjahre des großen Sultans Mahmûd mit ihren Lobgesängen verherrlicht haben, so verdanken sie ihre erste Blüthe doch einzig und allein der hochherzigen und im besten Sinne liberalen Förderung, die allen künstlerischen Bestrebungen von Seiten der Sâmânidenfürsten zutheil wurde. Und diese Dynastie that noch mehr! sie weckte und nährte den in ihrem Volke schlummernden Sinn für ernste wissenschaftliche Bestrebungen, sie kam dem wachsenden Verlangen der hervorragenderen Geister

nach einer tieferen Erkenntniß der glorreichen Vergangenheit Îrâns bereitwillig entgegen und kräftigte dadurch in nicht geringem Maße das Gefühl nationaler Unabhängigkeit. So blühten auf der einen Seite Geschichts- und Alterthumsforschung, auf der anderen Exegese und medizinische Studien auf.

Mançûr I. bin Nûh, der Enkel von Rûdagîs Gönner (961—976, A. H. 350—366) beauftragte im Jahre 963 (A. H. 352), nach sorgfältiger Prüfung der großen arabischen Universalgeschichte des Tabarî (gestorben 923, A. H. 310), seinen Vezier Abû ʻAlî Muhammad bin Muhammad al-Balʻamî, dieselbe ins Neupersische zu übertragen, und diese unter dem Namen Ta'rîch-i-Tabarî berühmt gewordene Uebertragung ist nicht nur das älteste Prosawerk der Perser, sie ist auch das Muster eines einfachen und gefälligen Stils. Außer ihrem hohen philologischen Interesse hat sie auch, trotz der zahlreichen Aenderungen und Kürzungen, die sie sich mit dem Original erlaubt, bis in die neueste Zeit hinein ihren bedeutenden Werth als Quellenwerk behauptet; erst jetzt, wo der arabische Tabarî vollständig aufgefunden ist und die kritische Gesammtausgabe desselben rüstig fortschreitet, hat sie nach dieser Seite hin ihre frühere Bedeutung verloren. Derselbe Mançûr berief die angesehensten ʻUlamâs von Transoxanien, um ihnen die Frage nach der Gesetzlichkeit einer persischen Uebersetzung von Tabarîs zweitem umfassenden Hauptwerk, dem Tafsîr oder Korankommentar, vorzulegen; und als diese bejahend geantwortet, gebot er ihnen, unter sich die Tüchtigsten auszuwählen und diese mit der ehrenvollen Aufgabe zu betrauen, die dann auch nach ähnlichen Grundsätzen durchgeführt wurde, wie sie Balʻamî bei seiner Arbeit geleitet. Noch mit einem dritten hochwichtigen Literaturerzeugniß ist Mançûrs Name unauflöslich verknüpft — ihm wurde das älteste persische Originalwerk über Medizin, eine Arzeneimittellehre von Abû Mançûr Muwaffaq bin ʻAlî

aus Harât, unter dem Titel: „Das Buch der Grundlagen über die wahre Beschaffenheit der Heilmittel" gewidmet. Diese Pharmacopie ist besonders nach zwei Richtungen hin interessant; erstens legt ihr reicher Inhalt beredtes Zeugniß dafür ab, welchen Aufschwung unter den Sâmâniden indische, syrische und griechische Studien genommen — letzteren war schon durch die hauptsächlich vom Chalifen Ma'mûn angeregte und im dritten Jahrhundert der Hidschra eifrig betriebenen Uebersetzungen griechischer Philosophen Bahn gebrochen worden —, und zweitens bildet sie, so zu sagen, das vermittelnde Band zwischen griechischer und indischer Medizin und beweist zweifellos, daß schon zur Zeit des Verfassers, der persönlich in Indien gewesen, wie aus einer Bemerkung seines Buches hervorgeht, an Stelle der älteren, von Suçruta, Caraka und Anderen vertretenen Schule indischer Medizin, bei der bisher griechische Einflüsse nicht nachgewiesen sind, eine jüngere, ganz im Bann der durch die Araber vermittelten Theorie der Galenischen Schule liegende, getreten war. Fortgebildet wurde die letztere durch den großen Arzt und Philosophen Abû 'Alî ibn Sînâ, besser unter dem Namen Avicenna bekannt (gestorben 1037, A. H. 428), der, als er Mançûrs Sohn und Nachfolger Nûh II. (976—997, A. H. 366—387) behandelte und dabei die prachtvolle Bibliothek der Sâmâniden zu Bochârâ durchstöberte, wahrscheinlich auch diese Arzeneimittellehre fand und für seine wissenschaftlichen Zwecke ausnützte. Avicenna gebührt übrigens, obwohl seine Hauptwerke der arabischen Literatur angehören, auch auf dem persischen Parnaß ein bescheidenes Plätzchen, nicht nur, weil er als geborener Perser durch seinen Genius den Ruhm des Vaterlandes mehrte, sondern auch, weil er eine Reihe persischer Ghazelen, Rubâ'îs und Qit'as voll praktischer Lebensweisheit gedichtet und außerdem verschiedene gelehrte Arbeiten entweder gleich in seiner Muttersprache geschrieben oder selbst aus dem arabischen

Original ins Persische übertragen hat, außer einer Anzahl psychologischer und metaphysischer Traktate vor allem eine umfassende Encyklopädie der Philosophie, das Dânischnâma-i-'alâ'î.

Noch mehr als Mançûr war sein schon oben genannter Nachfolger Nûh II. bemüht, den nationalen Gefühlen und der nationalen Dichtkunst seines Volkes immer neuen Nahrungsstoff zuzuführen. Ganz von Begeisterung für die entschwundene Größe des îrânischen Reiches erfüllt, richtete er sein Augenmerk vor allem auf die Fortführung eines schon lange, schon vor Jahrhunderten begonnenen großen und ruhmvollen Werkes, dessen Vollendung freilich er so wenig wie irgend ein anderer Fürst der Sâmânidendynastie erleben sollte. Wir haben schon im Eingange dieser Skizze der großen Verdienste gedacht, welche sich die späteren Sâsâniden um die Literatur ihres Volkes erworben; derselbe Nûschirwân, unter dessen Regierung das aus Indien herübergebrachte Fabelbuch Kalîlah und Dimnah ins Pehlewî übersetzt wurde, war der Erste, der eine Sammlung der zerstreuten Sagen und Ueberlieferungen aus der Heroenzeit des îrânischen Alterthums, wie sie sich vorzugsweise unter den Dihqâns, dem erbgesessenen und mit dem alten Königshause verwandten Landadel Persiens, von Vater zu Sohn Jahrhunderte fortgepflanzt, veranstaltete und sie in dem sogenannten Chodâinâma oder „Herrenbuch" vereinte. Vervollständigt und bis zur Regierung des Sâsâniden Chusrau II. Parwîz (628) fortgeführt ward diese Sammlung durch den Dihqân Dânischwar unter dem letzten Sproß dieser Herrscherfamilie, dem unglücklichen Jazdadschird III., der in der Schlacht von Qâdisîja Krone und Reich an die Araber verlor. Diese waren es denn auch, die zunächst das Andenken an das große persische Originalwerk durch Bearbeitung in ihrer eigenen Sprache wach erhielten. Ibn al-Muqaffa', der Ueberseter von Kalîlah und Dimnah, übertrug auch dieses „Herrenbuch" unter dem Titel

Sijar-ulmulûk oder „Geschichte der persischen Könige" ins Arabische, und wahrscheinlich ist mit Hülfe dieser, wenn auch unter Zugrundelegung des Pehlewi- und Pârsi-Originales, die 971 (A. H. 360) auf Antrieb des Abû Mançûr bin 'Abd-urrazzâq bin Farruch, des Bruders von Muhammad bin 'Abd-urrazzâq, dem Herrscher von Tûs (945—960, A. H. 334—349) veranstaltete neupersische Bearbeitung verfaßt worden. Tûs stand unter der Oberhoheit der Sâmâniden, wenngleich sein ebenerwähnter Gebieter Muhammad es nicht selten mit den mächtigen Gegnern derselben, den Bûjiden oder Dailamiten hielt, die aus ihrem ursprünglichen Heimathlande Mâzandarân an der Küste des kaspischen Meeres südwärts gedrungen waren und bereits 'Irâq, Fârs und Kirmân ihrem Scepter unterworfen hatten, und Nuh II. suchte in gerechtem Stolze das unter den Auspicien seines Vasallen begonnene Werk dadurch weiter zu fördern, daß er seinem, ebenfalls aus Tûs gebürtigen Hofdichter Abû Mançûr Muhammad Daqîqî, einem begeisterten Jünger der zoroastrischen Lehre, der sich durch eine Reihe zartempfundener Lieder bekannt gemacht hat, den Auftrag ertheilte, diese altpersische Geschichte in ein poetisches Gewand zu kleiden und sie zur Grundlage eines nationalhistorischen Epos zu machen. Daqîqî ging freudig an die Arbeit, aber kaum hatte er die ersten 1000 Verse von der Geschichte des Guschtâsp vollendet, als er dem Dolch eines eifersüchtigen Türkenknaben zum Opfer fiel. Das jähe Hinscheiden des Sängers, der bestimmt gewesen, um das Haus der Sâmâniden einen neuen, unvergänglichen Ruhmeslorbeer zu winden, war ein übles Vorzeichen für den Bestand der Dynastie selbst, und nur zu bald brach das Unheil in vollstem Maße über sie herein. Des siegreichen Vordringens der Bûjiden in den westlichen Provinzen des Sâmânidenreiches ist schon gedacht worden — aber auch von östlicher Seite drohte Gefahr. Schon unter 'Abdul-

malik I. (954—961, A. H. 343—350) hatte sich ein ehemaliger türkischer Sklave, Alptegîn, zur Würde eines Statthalters von Bochârâ aufgeschwungen; da er jedoch gegen ʻAbdulmaliks Nachfolger, Mançûr I., den Vater von Nûh II., feindselige Gesinnungen zur Schau trug, mußte er fliehen und in den Gebirgsgegenden von Ghazna oder Ghaznîn (im heutigen Afghanistan) Schutz suchen, wo er sich bald eine unabhängige Herrschaft gründete, die er bei seinem Tode 977 (A. H. 367) seinem Schwiegersohn Sabuktegîn, gleichfalls einem ehemaligen türkischen Sklaven, der die mächtige Dynastie der Ghaznawiden begründete und die Eroberung Indiens begann, hinterließ. Nûh II. bestätigte denselben in seiner fürstlichen Würde und belehnte sogar dessen Sohn Mahmûd, der vom Schicksal berufen war, des Vaters Eroberungen fortzuführen und ein Reich zu gründen, das sich vom Kaukasus bis nach Bengalen und von Bochârâ und Kâschgar bis zum indischen Ozean erstreckte, mit der Statthalterschaft von Chorâsân, aus Dankbarkeit für die Hülfe, die Beide ihm im Kampfe gegen eine Schaar rebellischer Edler von Bochârâ unter Führung Fâʼiq's und die mit diesen verbündeten Truppen der Bûjiden geleistet. Unglücklicherweise starb Sabuktegîn in demselben Jahre wie Nuh II. (997, A. H. 387) und Mahmûd, der zunächst seinem Bruder Ismaʻîl den angemaßten Thron von Ghazna mit dem Schwert entreißen mußte, konnte sich für einige Zeit wenig oder garnicht um die Ereignisse in Chorâsân und Transoxanien kümmern. Diese günstige Gelegenheit benutzte Fâʼiq, der alte Rebellenführer, in Gemeinschaft mit dem Tatarenhäuptling Ilekchân, um Nûh's II. Nachfolger, Mançûr II., zum gefügigen Werkzeuge in seiner Hand zu machen und ihn zu bereden, Mahmûd seiner Statthalterschaft von Chorâsân zu entsetzen. Der Letztere ertrug für eine kurze Weile diesen Schimpf geduldig, als aber Mançûr II. bald darauf durch Hofintriguen vom Throne gestürzt und

geblendet war, nahm Mahmûd mit Waffengewalt Besitz von Chorâsân, erklärte Mançûr's II. Bruder und Nachfolger, der ebenfalls eine Puppe in Fâ'iq's Händen war, für abgesetzt, und nahm als unabhängiger Herrscher, unterstützt von einer dem Chalifen zu Baghdâd abgerungenen Investitur, als der erste unter den asiatischen Monarchen 999 (A. H. 389) den Titel Sultan an. Auch Transoxanien, dessen sich Ilekchân bemächtigt, mußte sich endlich 1016 (A. H. 407) der Herrschaft des großen Ghaznawidenfürsten unterwerfen. Der letzte Sprößling der Sâmâniden, Prinz Muntaçir, den Ilekchân hatte gefangen setzen lassen, entkam aus seinem Kerker, durchirrte einige Jahre Transoxanien und Chorâsân und führte auf eigene Faust einen Guerillakrieg bald gegen Ilekchân, bald gegen Sultan Mahmûd, bis er zuletzt 1005 (A. H. 395) durch Mörderhand fiel. Er ist entschieden die poesiereichste Figur unter den Prinzen seines Hauses, denn obgleich sein ganzes Leben in wechselnden Kriegsfällen dahingegangen und er oft Tag und Nacht nicht aus dem Sattel gekommen, so wußte seine Hand doch die Feder ebenso geschickt wie das Schwert zu führen, und seine Gedichte sind nach 'Aufî vortrefflich und eines Fürsten würdig. Als er eines Tages von seinen Vertrauten gefragt wurde, weshalb er keine fröhlichen Schmausereien veranstalte und der Musik nicht fröhne, die doch eins der Wahrzeichen königlicher Würde sei, da dichtete er die folgenden Strophen, die allein von allen Erzeugnissen seiner Muse auf die Nachwelt gekommen sind:

Alles fragt mich: „Weshalb läßt du heiter nicht dein Antlitz strahlen,
Nicht in Schmuck die Wohnstatt prangen, bunt mit Teppichen bezogen?"
Wie denn soll ich Kämpferschlachtruf mit dem Lied des Sängers einen,
Rossestrab mit Hainbanketten, rosenblüthenduftumflogen?
Was denn nützt des Weines Schäumen, was des Schenken süßer Mund mir?
Auf die Panzerringe nieder muß hier Blut nur schäumend wogen!
Mir gilt Roß und Waffenrüstung statt des Hains und Festschmaussaales,
Mir ersetzt der Pfeil die Lilie, und die Tulpe mir der Bogen! —

Sultan Maḥmûd hatte das politische Erbe der Sâmâniden angetreten, aber er war damit nicht zufrieden, er wollte auch ihre literarische Hinterlassenschaft verwalten und mehren. Wissenschaft und Kunst sollten unter seinem Scepter zu nie geahnter Blüthe sich entfalten, Gelehrte und Dichter seinen Namen verherrlichen, und so gründete er nicht nur eine Universität mit trefflicher Bibliothek und umfangreichem Museum in Ghazna, er versammelte auch an seinem Hof eine glänzende Tafelrunde von 400 sangeskundigen Meistern, an deren Spitze als Dichterkönig Abulqâsim Hasan bin Aḥmad ʿUnçurî aus Balch stand (gestorben 1039 oder 1049, A. H. 431 oder 441), von dem uns eine stattliche Reihe auch in historischer Beziehung höchst wichtiger Qaçîden erhalten sind. Des Sultans höchster Ehrgeiz aber war es, das von Daqîqî begonnene nationale Epos unter seiner Regierung fortgeführt und vollendet zu sehen; und nachdem er die verschiedenen arabischen und persischen Uebertragungen des Chodâinâma, sowie noch manche andere im Munde des Volkes fortlebende Legenden und Ueberlieferungen sorgfältig hatte sammeln lassen, fehlte ihm nur noch der umfassende dichterische Genius, der die Thaten der Vorzeit in unsterblichen Gesängen zu feiern vom Himmel begnadigt war. Und dieser gottbegnadete Sänger erschien denn auch zu rechter Zeit in Firdausî, dem Homer des Morgenlandes und einem der größten Dichter, die je auf Erden gewandelt.

Abulqâsim Mançûr, der später von Maḥmûd den Ehrentitel Firdausî (der Paradiesische) erhielt, war um 933 oder 934 (A. H. 321 oder 322) in Schâdâb in der Nähe desselben Tûs geboren, das auch Daqîqî's Wiege gewesen. Da sein Vater einer der Dihqâns war, in deren Familie sich die Traditionen der glorreichen Vergangenheit fortgeerbt, so war er schon früh von Begeisterung für die entschwundene Größe seines Vaterlandes erfüllt, und bald trieb ihn der innere

Schaffensdrang, einzelne Sagen jener Heroenzeit in dichterische Form zu gießen. Mit Daqîqî's Tod trat eine neue Wendung in seinem Leben ein — er fühlte den Muth und die Kraft in sich, die seinem Vorgänger gestellte Aufgabe voll und ganz zu lösen, und rüstig ging er an das gewaltige Werk, dessen Vollendung volle 35 Jahre seines Lebens in Anspruch nehmen sollte. 22 Jahre arbeitete er daran in stiller Abgeschiedenheit in Tûs, aber der Ruf seines Dichtergenius drang bald über die engen Grenzen seiner Heimath hinaus und kam endlich auch zu den Ohren Sultan Mahmûds. Hier laufen nun die verschiedenen Nachrichten weit auseinander, und da es noch immer an einer kritischen Biographie des Dichters fehlt, so hält es schwer, aus dem wuchernden Unkraut von Märchen und Fabeln die wenigen Blüthen geschichtlicher Wahrheit herauszulösen. Nach einigen lud der Sultan selbst, der bereits sieben seiner Hofdichter, darunter dem Dichterkönig ʿUnçurî, einzelne Legenden zur poetischen Bearbeitung übergeben, Firdausî an seinen Hof; nach anderen kam der letztere auf eigenen Antrieb nach Ghazna, angelockt von Mahmûds rastlosem Eifer im Sammeln aller auf die Vorgeschichte Persiens bezüglicher Dokumente, und dichtete in der Wohnung eines der Tafelgenossen des Herrschers, Mâhak mit Namen, die Geschichte von Rustam und Isfandijâr, die dann durch diesen dem Sultan vorgelegt und von ihm auf's freudigste begrüßt wurde. Genug! Firdausî erreichte endlich, in der einen oder anderen Weise, das höchste Ziel seines Strebens, Mahmûds Gönnerschaft und die königliche Vollmacht zur Durchführung seines großen Unternehmens. In der unmittelbaren Nähe des mächtigen Herrschers, aber durch Hofintriguen aller Art fortwährend gequält und verbittert, oft sogar des nothwendigsten Unterhaltes beraubt, widmete er mit unermüdlichem Schaffenseifer weitere 13 Jahre jener Lebensaufgabe, die ihm Herz und Seele so ganz und gar seit frühester Jugend

erfüllt. Selbst der Tod seines einzigen Sohnes in der Blüthe seiner Jahre vermochte nicht, ihn derselben auch nur auf einen Augenblick abwendig zu machen, und endlich lag, um die Wende des vierten Jahrhunderts der Hidschra, 1010, das Meisterwerk der persischen Epik, das mit der Ilias, den Nibelungen und der Edda um die Siegespalme ringt, das Schâhnâma oder „Königsbuch" in einem Umfange von 50—60000 Doppelversen, vollendet vor den Augen seines nun bald achtzigjährigen Schöpfers da. Aber der Neid der Höflinge war auch jetzt wieder thätig, ihn um den wohlverdienten Lohn zu bringen, den der Sultan ihm verheißen — einen Lohn, auf den Firdausî all die Jahre hindurch sehnsüchtig geharrt, nicht um schnöder Geldgier willen, sondern um die Mittel zu gewinnen, einen lange gehegten Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen, die Kanalisation seines kleinen Landgutes, die zugleich der Stadt Tûs zu Gute kommen sollte. Statt der versprochenen Summe in Gold sandte ihm der übelberathene Sultan dieselbe nur in Silber, und die Erbitterung des Dichters über seine so schnöde getäuschte Hoffnung machte sich in jener berühmten Satire gegen Mahmûd Luft, die fast bis auf den heutigen Tag als unerreichtes Muster schneidender Ironie und beißenden Spottes dasteht. Da seines Bleibens nun nicht länger in Ghazna war, so griff er zum Wanderstabe und fand zuletzt beim Chalifen Alqâdir billâh (991—1031, A. H. 381—422) in Baghdâd eine Zufluchtsstätte und zugleich — wie wir weiter unten sehen werden — ein neues, fruchtbringendes Arbeitsfeld. Als Mahmûd von Ghazna endlich zur Erkenntniß seines Unrechtes gekommen war und zur Sühne desselben die volle, ursprünglich ausbedungene Summe nebst Ehrengeschenken aller Art nach Tûs sandte, wohin der altersmüde Dichter kurz vor seinem Tode 1020 (A. H. 411) zurückgekehrt war, konnten die fürstlichen Boten nur noch der Leiche des Dahingeschiedenen die letzten Ehren erweisen.

„Ein glorreiches Denkmal des morgenländischen Genius, das im Punkt der Erfindung selbst Homer den Vorrang streitig macht," so hat Sir William Jones Firdausis Schâhnâma gekennzeichnet, und wer je den Zauber dieses unvergleichlichen Gedichtes voll auf sich hat wirken lassen, wird dem Urtheil des großen englischen Gelehrten beipflichten müssen. An Großartigkeit der ganzen Anlage, wie an Mannigfaltigkeit des Stoffes steht es unserem Nibelungenliede nicht nur ebenbürtig zur Seite, es übertrifft dasselbe sogar in manchen Punkten, und hinter den homerischen Gesängen bleibt es zwar an Durchsichtigkeit und Klarheit, an eigentlicher Plastik zurück, kann sich aber an erschütternder tragischer Gewalt vollauf mit ihnen messen. Gleich den indischen, griechischen, deutschen und skandinavischen Nationalepen bringt es das reiche, volle Leben, Denken und Fühlen eines gesammten Volkes in seiner ältesten Heroenzeit zum ergreifendsten Ausdruck, — keine erdichteten Begebenheiten, sondern historische Thatsachen, freilich nicht in der Weise, wie sie wirklich vor sich gegangen, sondern wie sie in der mündlichen Tradition sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch umgestaltet und umgeformt haben. Und mit allen großen Volksepen — im Gegensatz zur Kunstepik — theilt auch das persische die Eigenthümlichkeit, daß es sich nicht um eine einzige Begebenheit, um einen einzigen Helden dreht, sondern Personen an Personen, Ereignisse an Ereignisse sich organisch reihen läßt, die einen stets durch die zwingende Nothwendigkeit des allwaltenden, unvermeidlichen Schicksals aus den andern sich entwickelnd und fortgestaltend. Zusammengehalten wird diese durch Jahrhunderte sich fortspinnende Handlung nur durch den einen Grundgedanken von dem unerbittlichen Kampfe des sonnigen Îrâns gegen das finstere, nebelverhüllte Tûrân, von dem ewigen Ringen des Lichtes mit der Finsterniß, des Guten mit dem Bösen, des Ormuzd mit dem Ahriman, wie die alte Parsenreligion es lehrt

— fort und fort geht es durch Schuld und Sünde zur Rache, und durch die Rache hindurch wieder zur Schuld. Uralte Mythen, die in die frühesten Naturzustände zurückdatiren, liegen diesen Sagen zu Grunde, und so eröffnen sie uns einen wunderbar fesselnden Blick in die fernsten Jugendtage der Menschheit, in jene vorhistorischen Zeiten, da alle Zweige des großen indogermanischen Stammes noch friedlich mit einander wohnten, als eine einzige ungetheilte Familie, sei es nach der älteren Ansicht in den Hochebenen Centralasiens, sei es nach den neueren Forschungen in einem, bisher noch nicht sicher bestimmten Theile Europas. Mit Recht sagt daher der meisterhafte Uebersetzer der schönsten Episoden des Schâhnâma, Graf Adolf Friedrich von Schack, von den Gestalten des Firdausischen Heldengedichtes: „es ist, als sähen wir die Bilder unserer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die sonnige Fläche von Îrân werfen, als hörten wir zwischen dem feierlichen Rauschen der morgenländischen Palme das Brausen der nordischen Wasserfälle, Klänge, die wie aus einer älteren, verlorenen Heimath kommend, ein Echo in unserer Seele erwecken.“ So begegnen wir gleich im Anfang des Gedichtes, in der Geschichte des Tyrannen Zohak, der sich dem bösen Geist Iblîs in die Arme wirft, einer Art Faustsage der Urwelt, wie Schack sie treffend nennt, die zugleich an die Fabel vom Minotaurus, dem Sinnbild des einst auf Kreta herrschenden Molochkultus, erinnert. Der persische Theseus ist Farîdûn, der „sonnengleiche, gewaltige, weißlockige und cypressenwuchsgestaltige“, über den die Undankbarkeit seiner eigenen Söhne ein ähnliches Schicksal heraufbeschwört, wie die der entarteten Töchter König Lears über ihren greisen Vater. Halb Romeo und Julie, halb Frithjof und Ingeborg ist das Liebespaar Zâl und Rûdâbe; — mit der Sage von Phädra und Hippolyt deckt sich, selbst in Einzelheiten, die ergreifende Erzählung von Sûdâbe und Sijâwusch; — in dem Hauptheros

des ganzen Gedichtes endlich, dem starkleibigen Rustam, der Aeonen hindurch in ewiger Jugendkraft lebt und nach tausend ruhmvollen Kämpfen doch noch einer meuchlerischen Hand zum Opfer fällt, erscheint der griechische Achill mit dem deutschen Siegfried, dem nordischen Sigurd und dem Karna des indischen Mahâbhârata vereint. Ergänzt wird diese Lieblingsgestalt der persischen Sage für den hier angezogenen Vergleich noch durch drei andere, ebenfalls bedeutsame Recken, nämlich Rustam's eigenen Sohn Suhrâb, den schon einmal genannten Sijâwusch, und den zweitgrößten Helden des persischen Epos, Isfandijâr, der eine Reihe seiner Züge mit dem „hörnenen Siegfried" gemein hat. Ein getreues Abbild des „Hildebrandliedes", das in seiner ältesten Fassung auch bei uns einen tragischen Abschluß gehabt zu haben scheint, sowie der den nämlichen Stoff behandelnden Telegonie des Eugammon von Kyrene, stellt sich uns in der erhabensten Episode des Schâhnâma, in der Geschichte von Rustam und Suhrâb dar, die mit dem unseligen Zweikampf von Vater und Sohn und dem Fall des Letzteren endigt. Rustams eigener Tod schließt dann die größere erste Hälfte des Epos ab; die kürzere zweite ist mehr eine gereimte Chronik als ein wirkliches episches Gedicht und fügt ohne jeden vermittelnden Uebergang unmittelbar an das halb mythische Heroenzeitalter Irâns die moderne persische Geschichte von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Sâsâniden und der arabischen Eroberung an.

So ruht denn auf dem ersten großen Havpttheil des Schâhnâma der eigentliche Schwerpunkt von Firdausîs Dichtergröße, und es ist nicht zu verwundern, daß sein gewaltiger Genius alle andern Hof- und Lobdichter Mahmûds, so bedeutend auch einzelne derselben, wie der schon mehrfach genannte 'Unçurî und sein Schüler Minûtschihrî aus Dâmaghân, Farruchî aus Sîstân, 'Asdschadî aus Marw, Ghadâ'irî,

Bihrâmî aus Sarachs und Andere waren, und so werthvolle Erzeugnisse ihrer Muse sie uns auch hinterlassen haben, völlig in den Schatten stellte. Selbst Firdausîs alter Lehrer Asadî aus Tûs, der seinen großen Schüler noch um mindestens 10 Jahre überlebte (er starb unter der Regierung von Mahmûd's Sohn Mas'ûd (1030—1040, A. H. 421—432), hatte sich in dieses Schicksal fügen müssen, wenngleich gerade er sich wohl größere Anrechte an eine dankbare Erinnerung im Herzen seines Volkes erworben, als viele seiner Zeitgenossen. Denn er war es, der eine ganz neue Dichtungsgattung in die morgenländische Literatur einführte, die sich zwar schon vereinzelt bei ein paar arabischen Dichtern vor ihm findet, aber erst unter seiner Hand diejenige volksthümliche Form erhalten hat, die ihr eine weitere Verbreitung und allgemeinere Pflege sicherte, die Munâzarah oder das Streitgedicht, ein Spiegelbild — möglicherweise sogar das Vorbild — der provençalischen Tenzone, des französischen jeu parti, des italienischen contrasto, und des englischen estrif. Fünf der Asadîschen Streitgedichte sind uns erhalten: „Nacht und Tag“, „Lanze und Bogen“, Himmel und Erde“, „Muselman und Parse“, „Araber und Perser“, und die ersten drei wenigstens zeichnen sich durch hohen poetischen Werth, bewundernswürdige Schärfe der Dialektik und immer gleiche Schlagfertigkeit in der Debatte aus. Ursprünglich ein maskirtes Lobgedicht und daher in Qaçîdenform gedichtet, ward die Munâzarah im weitern Verlauf der persischen Literatur mit Vorliebe als Episode in epischen Dichtungen verwandt und erscheint hinfort in gereimten Doppelversen, ja sie erweitert sich sogar hie und da zu einem ganzen allegorischen Epos, wie beispielsweise in dem Ilâhînâma des Farîduddîn 'Attâr (getödtet 1230, A. H. 627) und in Inschâs reizendem Gulschan-i-Latâfat (verfaßt kurz nach 1572, A. H. 980), in dem Verstand, Reichthum und Glück miteinander wetteifern, um einen

armen Bauer so hoch wie möglich zu erheben, und es schließlich dem triumphirenden Verstande gelingt, ihn zum Kaiser von China zu machen. Selbst die gereimte Prosa wählte man nicht selten zum Gewande solcher Wortdispute, wie es einzelne der Maqâmen des Hamîd-uddîn Abûbakr aus Balch (gestorben 1164, A. H. 559) bezeugen, und in dieser Form ward die ursprüngliche Tenzone auch wohl, wie z. B. von Sa'îd-uddîn 'Alî Tarikah aus Isfahân (gestorben 1431, A. H. 835) zu einem vollständigen allegorischen Roman ausgesponnen. Doch zurück zum Schâhnâma! Von dem ersten Augenblick seines Erscheinens an übte es eine so gewaltige Anziehungskraft auf alle jüngeren Dichter aus, daß bald ein förmlicher Wettkampf entstand, wer unter ihnen die beste Nachahmung jenes unvergleichlichen Musters zu liefern imstande sei, und dieser Wettstreit hat sich, natürlich in veränderter Form und mit sehr verschiedenem Erfolg, fast bis auf den heutigen Tag bei den Persern und den persisch schreibenden Indern fortgesetzt. Zunächst suchte man nach neuen Epenstoffen, natürlich in solchen nationalen Sagen und Volksüberlieferungen, die von Firdausî entweder noch garnicht benutzt oder doch wenigstens nur theilweise ausgebeutet waren, und so bildete sich um das „Königsbuch" ein förmlicher Kreis von nationalhistorischen Ergänzungsepen, die fast ausschließlich dem Sagenkreise der Fürsten von Sîstân, d. h. der Familie Rustams, entlehnt waren und lebhaft an die griechischen Cycliker, sowie an die kleineren Heldengedichte aus der Nibelungenzeit (Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten von Worms, König Laurin und andere mehr) erinnern, nur daß die Sprößlinge der persischen Muse ihre europäischen Geschwister an Umfang bei weitem übertreffen. Der erste aller Nachahmer Firdausîs scheint Asadîs eigener Sohn, 'Alî bin Ahmad, gewesen zu sein, der 1066 (A. H. 458) das mehr denn 9000 Doppelverse zählende Garschâspnâma vollendete, die Geschichte der wunderbaren

Kriegsfahrten und Abenteuer Garschâsps, eines Vorfahren des Rustam. Die heroischen Thaten von Rustams Großvater Sâm wurden im Sâmnâma, das an Länge fast dem Schâhnâma gleichkommt, gefeiert; die von Rustams beiden Söhnen im Dschahângîrnâma und Farâmurznâma; die von seiner amazonenhaften Tochter, einer persischen Brunhild, die in der Brautnacht ihren Gatten überwältigt und mit ihrem Gürtel fesselt, im Banû Guschâspnâma; die von seinem Enkel im Barzûnâma, das an Zahl der Verse das Schâhnâma noch übertrifft; die von seinem Urenkel im Schahrijârnâma, das wahrscheinlich den Dichter Muchtârî zum Verfasser hat und Mahmûd's Urenkel, Sultan Mas'ûd bin Ibrâhîm (1088—1114, A. H. 481—508) gewidmet ist; und die von dem Sohne Isfandijârs, des zweiten Helden des Schâhnâma, im Bahmannâma.

Als endlich die altîrânischen Quellen fast gänzlich ausgeschöpft waren, fand die jüngere Generation, die nach dem Lorbeer Firdausîs rang, immer noch Mittel und Wege, um an's gewünschte Ziel zu gelangen; wo sich noch irgendwie Bruchstücke von Traditionen, gleichviel ob echter oder unechter Natur, auftreiben ließen, wurden sie gierig ergriffen und die vielen Lücken darin mit freier Phantasie ausgefüllt: wo sich absolut keine Ueberlieferungen mehr fanden, mußte die dichterische Erfindungskraft allein herhalten, und so trat denn an die Stelle des nationalen Epos die einfache epische Erzählung, und da nur zu bald der klangvolle Vers durch eine mehr oder minder poetisch angehauchte Prosa verdrängt wurde, an die Stelle der epischen Erzählung das Märchen, die Novelle, der Roman! Als Muster der ersteren Gattung sind die verschiedenen Iskandarnâmas oder Alexanderbücher anzusehen, von denen das älteste und originellste das des großen Nizâmî ist (verfaßt um 1202, A. H. 599), von dem wir später noch ausführlicher zu reden haben werden. Die Prosaepik begann mit Çadaqah bin Abî-alqâsim

Schirâzî's dreibändigem Roman Kitâb-i-Samak 'Ijâr oder den Abenteuern Churdîdschâhs, des Sohnes von Marzûbânschâh, Fürsten von Halab, und seines Halbbruders Farruchrûz (1189, A. H. 585), und erreichte ihren Höhepunkt in dem fünfzehnbändigen Bûstân-i-Chajâl oder Garten der Phantasie, den Muhammad Taqî Chajâl zwischen 1742 und 1756 (A. H. 1155—1169) verfaßte. Noch kühnere Geister unter den späteren Nachahmern Firdausîs wagten sich auf bis dahin völlig unbetretene Pfade, und zwar in zwei diametral entgegengesetzten Richtungen. Die eine Gruppe dieser Dichter suchte das noch ziemlich jungfräuliche Feld der arabischen Tradition zu bebauen, und entweder das Ritterthum der ehemaligen Eroberer und Unterdrücker Persiens zu besingen oder auch aus den jüdischen Legenden des Korans sich ihre Stoffe zu formen; in diese Gattung gehören als poetische Werke und sämmtlich im Metrum des Schâhnâma gedichtet unter anderen Hasan Schabistarî 'Ajânî's Anbijânâma oder Geschichte der vorislamischen Propheten (verfaßt vor dem 8. Jahrhundert der Hidschra), Muhammad bin Husâm-uddin's Châwarnâma oder die Heldenthaten 'Alîs (1427, A. H. 830), Bâdhil's Hamla-i-Haidarî oder das Leben Muhammads und der ersten vier Chalifen, vollendet von Nadschaf 1723 (A. H. 1135), und Kâzim's Farahnâma-i-Fâtimah, das Freudenbuch der Fâtimah, der Tochter des Propheten; als Prosaepen die Geschichte von Hâtim Tâi, dem berühmten Repräsentanten altarabischer Freigebigkeit und hochherziger Gesinnung, der Ritterroman von Amîr Hamzah, dem Onkel Muhammads, und die Mudschizât-i-Mûsawî oder die Wunderthaten Mosis von dem 1501 (A. H. 907) verstorbenen Mu'în-almiskîn. Die andere Gruppe, die besonders reich in den letzten vier Jahrhunderten der Hidschra vertreten ist, bemühte sich, durch Verherrlichung großer zeitgenössischer Ereignisse oder solcher, die dem Bewußtsein des

Volkes wenigstens noch nicht zu ferne lagen, ein neues National-epos modernen Stiles zu schaffen, das freilich, selbst im günstigsten Falle, nur ein blasser Abklatsch des alten, echten Vorbildes blieb und oft genug der Tummelplatz der geschmacklosesten Künstelei ward. Tîmûr Tamerlan's gewaltige Persönlichkeit begeisterte Hâtifî (gestorben 1521, A. H. 927) zu seinem Tîmûrnâma, dem weitaus besten Epos dieser Gattung; die stürmischen Zeiten der ersten Herrscher aus der Çafawiden-Dynastie, der es noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, gelang die verschiedenen Provinzen des alten persischen Reiches unter einem Scepter zu vereinigen, lieferten Qâsim Qâsimî aus Gûnâbâd in Chorâsân, der auch die Thaten von Tîmûr's viertem Sohne Schâhruch (1405—1447) besungen, den Stoff zu seinem Schâhnâma, einer poetischen Geschichte Schâh Isma'ils (1503—1524) und seines Nachfolgers, Schâh Tahmâsp (1524—1576). Ein anderes Schâhnâma, von Kamâlî aus Sabzwâr, feierte die Thaten Schâh 'Abbâs des Großen (1588—1629), und selbst das Leben des grausamen Nâdirschâh, des Schreckens der indischen Herrscher, der den letzten Çafawiden entthronte und von 1736 bis 1747 über Persien gebot, fand einen Lobredner in Nizâm-uddîn 'Ischrat aus Sijâlkût, der ihm zu Ehren sein Schâh-nâma-i-Nâdirî schrieb. Aber alle diese Gedichte wurden an Länge von den 33000 Doppelversen des Schâhinschâhnâma und den 40000 des Georgenâma übertroffen, von denen das erstere, aus der Feder des Dichterkönigs am Hofe Fath 'Alî Schâh's (1797—1834), Fath 'Alî Chân, die Thaten dieses letzten großen Perserfürsten feiert, das letztere die Geschichte Indiens von seiner Entdeckung durch die Portugiesen bis zur Eroberung Poonas durch die Engländer 1817 in langathmigen Tiraden besingt. Diese Art Reimchronik blühte besonders in Indien, seit dem Anfang der Regierung von Humâjûn, dem Vater des großen Akbar (1530—1556), sowohl im Kaiserpalaste

zu Delhi, als auch an den Höfen der zahllosen kleineren Fürsten, wofür das Zafarnâma-i-Schâhdschahânî von Muhammad Dschân Qudsî (gestorben 1646, A. H. 1056) und das Pâdischâh-nâma (auch Schâhinschâhnâma genannt) von Abû Tâlib Kalîm (gestorben 1651, A. H. 1061), beide dem Lobpreis des Kaisers Schâhdschahân (1628—1658) gewidmet, ferner Âtaschî's 'Âdilnâma zu Ehren von Schâh Muhammad 'Âdil von Bîdschâpûr, der 1629 den Thron bestieg, das Tawârîch-i-Qulî Qutbschâh, eine metrische Geschichte der Qutbschâh-Dynastie von Golkonda, und viele andere, bis zur Verherrlichung Sultan Tîpû's von Mysore, der 1799 im Kampf gegen die Engländer fiel, in Ghulâm Hasan's Fathnâma-i-Tîpû Sultan (1784, A. H. 1198), den sprechendsten Beweis liefern.

So viele legitime und illegitime Sprößlinge nun auch Firdausî's Schâhnâma in's Dasein gerufen, sie sind doch bei weitem nicht das einzige Vermächtniß, das der unsterbliche Sänger von Tûs seinem Volke hinterlassen. Sein Genius war reich und umfassend genug, noch andere Saiten in den dichterischen Gemüthern seiner Zeitgenossen anklingen zu lassen, noch andere Knospen der Poesie mit seinem schöpferischen Hauche zu beleben. Diese Knospen, die sich schon in seinen eigenen Tagen und mehr noch in der Folgezeit zu duftigen, farbenstrotzenden Blüthen entfalteten, sind vor allem die romantische, die didaktische, und die mystische Poesie, deren Wurzeltriebe sich sämmtlich auf Firdausî zurückführen lassen. Was zunächst das romantische Epos, den poetischen Liebesroman betrifft, so liegen die Keime desselben in den zahlreichen Episoden des Schâhnâma, die wie z. B. die Geschichte von Zâl und Rûdâbe und die ihr in sinnigem Reiz ebenbürtig zur Seite stehende Erzählung von Bîschen und Manîsche, die Kämpfe und Leidenschaften des menschlichen Herzens uns in berückenden Bildern vor Augen führen, und in noch höherem Grade in Firdausîs zweitem Epos, das er während

seines Aufenthaltes zu Baghdâd auf Wunsch des Chalifen in hohem Alter verfaßte, in Jûsuf und Zalîchâ. Dieser auf die jüdisch-arabische Legende von Joseph und der Frau des Potiphar in der zwölften Sûre des Korans sich gründende Stoff war schon von einem der späteren Sâmânidendichter, Abulmuwajjad aus Balch, und bald darauf auch von einem Poeten der Bûjiden oder Dailamiten, Bachtijârî, der wahrscheinlich am Hofe des Fürsten von ʻIrâq, ʻIzz-uddîn Bachtijâr (967—978, A. H. 356—367) in Ahwâz oder Chûzistân lebte, in epische Behandlung genommen worden, aber erst Firdausî drückte demselben jenes vollwichtige künstlerische Gepräge auf, das allein allen Stürmen der Zeit zu trotzen und einer Schöpfung des Menschengeistes die Unsterblichkeit zu leihen vermag. Jûsuf ist seitdem für das ganze Morgenland das höchste Ideal männlicher Schönheit und männlicher Vollkommenheit geblieben, und eine stattliche Reihe von Dichtern hat sich bis in unser Jahrhundert hinein an denselben Gegenstand gewagt, zunächst Schihâb-uddîn ʻAmʻaq aus Bochârâ (gestorben 1149, A. H. 543 oder 544), dessen Dichtung in zwei verschiedenen Metren gelesen werden kann; ferner Rukn-uddîn Masʻûd aus Harât (vor dem Anfang des siebenten Jahrhunderts der Hidschra); Abdurrahmân Dschâmî, der letzte große Dichter Persiens, von dem noch öfter in diesen Blättern die Rede sein wird (1483, A. H. 888); Muhammad Qâsimchân Maudschî, ein Emîr des Kaisers Humâjûn (gestorben 1571, A. H. 979); Farruch Husain Nâzim aus Harât, der sein Epos zwischen 1648 und 1662 (1058—1072) auf Wunsch des Gouverneurs seiner Vaterstadt, ʻAbbâs Qulîchân Schâmlû, schrieb, und andere mehr, bis zu den beiden modernsten Bearbeitern, Lutf ʻAlîbeg Âdhur, dem Verfasser der berühmten Sammlung von Dichterbiographien, Âtaschkada oder Feuertempel genannt (1762, A. H. 1176), und Schaukat, dem Gouverneur von Schîrâz unter Fath ʻAlî Schâh (um 1818, A. H. 1233). Gleich-

zeitig mit Firdausis Jûsuf, wenn nicht etwa noch um einige Jahre früher, war ʻUnçurî's Wâmiq und ʻAdhrâ „der in Liebe Glühende und die in Schönheit Blühende" entstanden, eine romantische Liebesgeschichte, der eine altirânische Sage zum Grunde liegt und die schon unter den Tâhiriden in eine gewisse dichterische Form gegossen war. Dieses Epos, das leider unwiederbringlich verloren scheint, über dessen Inhalt uns aber das gleichnamige Gedicht des türkischen Dichters Lâmiʻî (gestorben 1532 oder 1533) genauen Aufschluß giebt, da es mit Benutzung des ʻUnçurîschen verfaßt wurde, fand Neubearbeiter in Façîhî Dschordschânî, der am Hof des Kaikâ'us von Tabaristân (1049—1070, A. H. 441—462) lebte; in Kamâl-uddîn Husain Damîrî, der unter dem Çafawî-Schâh Muhammad (1577 bis 1586) starb; in Qismatî aus Astarâbâd, der unter Kaiser Akbar (1556—1605) in Deccan blühte; in Mirzâ Muhammad Çâdiq-ulmûsawî Nâmî (gestorben 1790, A. H. 1204), dem Historiographen der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine kurze Zeit über Persien herrschenden Zanddynastie, und endlich in Muhammad Husain aus Schîrâz unter Fath ʻAlî Schâh. Ebenfalls in seinen Grundzügen dem irânischen Alterthum angehörig ist Fachr-uddîn Asʻad Dschordschânî's Wîs und Râmîn (verfaßt auf Grund einer Pehlewî-Sage um 1048, A. H. 440 zu Isfahân), ein Gedicht, das nicht nur seines hohen künstlerischen Werthes wegen, sondern auch dadurch ein ganz besonderes Interesse für uns hat, daß es genau denselben Stoff behandelt, wie Meister Gottfried von Straßburg's Tristan und Isolde. Mit dem deutschen Epos wetteifert es in Formvollendung, Schmelz der Darstellung und Meisterschaft der Charakterzeichnung und Seelenmalerei — gleich jenem feiert es in klangvollen Rhythmen die unbezwingliche, den ganzen Menschen überwältigende und alle Schranken der Sitte und des Rechtes durchbrechende Gewalt der Leidenschaft, das lodernde Feuer der sinnlichen Liebe

mit allen ihren Verirrungen und bedenklichen Situationen. Dieses Meisterwerk nun noch zu übertreffen, nicht so sehr in psychologischer Wahrheit und Tiefe, als in sittlichem Gehalt, in Adel der Empfindung und in packender Gewalt der Sprache, und dadurch der romantischen Epik zu ihrem höchsten Triumphe zu verhelfen, war dem schon einmal genannten Nizâmî vorbehalten, dem zweitgrößten Klassiker Persiens.

Nizâmî, oder mit seinem eigentlichen Namen Nizâm-uddîn Abû Muhammad Iljâs bin Jûsuf war 1141 (A. H. 535) im Berglande von Qumm geboren, verbrachte aber den größten Theil seiner Tage zu Gandscha in Arrân, dem heutigen Elisabethpol, weshalb er auch allgemein Nizâmî aus Gandscha genannt wird. Der frühe Tod seines Vaters warf einen düstern Schatten über sein junges Leben und nährte seine Vorliebe für ein einsames, der Beschaulichkeit und tiefsinnigen Betrachtungen über Welt und Menschenthum gewidmetes Dasein, eine Geistesrichtung, die sich vielfach in seinen Poesien ausspricht und die ihn, im Gegensatz zu den meisten persischen Dichtern, gänzlich unempfindlich gegen den lockenden Prunk fürstlicher Höfe und die trügerische Gunst der Großen dieser Erde machte, wenn er auch, um der einmal hergebrachten Gewohnheit Genüge zu leisten, seine Hauptwerke nominell diesem oder jenem Schâh gewidmet hat. Da Gandscha fast ganz von orthodoxen Sunniten bewohnt war, so kann es kaum Wunder nehmen, daß Nizâmî bei seiner melancholischen Gemüthsstimmung sich einem immer strengeren ascetischen Leben hingab und fast noch unduldsamer als seine Mitbürger gegen alle Andersdenkenden ward. Nur dem ihm innewohnenden Genius der Kunst hatte er es zu danken, daß er nicht ganz in den trüben Pfuhl des Zelotismus versank. Sein poetischer Schaffensdrang begann sich allmählich aufzulehnen gegen die engen Fesseln unfruchtbarer Frömmelei, die kühnen Gebilde seines

Innern, die nach Gestaltung rangen, wollten sich nicht länger gewaltsam unterdrücken lassen, seine reiche Phantasie verlangte nach Luft und Licht, die Schönheiten der Gotteswelt und die Freuden des menschlichen Daseins machten ihre ewigen Rechte an ihn geltend, und als er ihnen einmal nachgegeben, zog auch ein geläuterter, von Duldung und Menschenliebe genährter Glaube in sein Herz ein. Um einen poetischen Abschluß seiner ersten, düsteren Lebensperiode zu gewinnen, schrieb er 1178 oder 1179 (A. H. 574 oder 575) als erstes Werk sein didaktisch-mystisches Machzan-ulasrâr oder „Magazin der Geheimnisse", in dessen eingestreuten Erzählungen sich aber schon deutlich Nizâmis Beruf für die reine Epik kundthut, und dieses ureigentliche Gebiet seines dichterischen Schaffens betrat er schon 1180 (A. H. 576) mit dem romantischen Gedichte Chusrau und Schîrîn, dem ersten seiner epischen Meisterwerke, das dem Atâbeg von Adharbaidschân und dessen Bruder Qizil Arslan, der 1186 (A. H. 582) den Thron bestieg, zugeeignet war. Es ist äußerst bezeichnend für den völligen Umschwung in den religiösen Anschauungen des Verfassers, daß der Stoff dieser, sowie der folgenden romantischen Dichtungen nicht aus islamischen Quellen, sondern im Gegentheil aus Sagenkreisen geschöpft ist, die der strenggläubige Muslim schlechtweg als „heidnisch" bezeichnet. Hier ist es die Geschichte der Liebesabenteuer des Sâsânidenkönigs Chusrau Parwiz mit der schönen Prinzessin Schîrîn von Armenien, und seiner Eifersucht gegen seinen eine zeitlang bevorzugten Rivalen, den Baumeister Farhâd, nach dessen glücklicher Beseitigung die Aussöhnung zwischen ihm und seiner Geliebten erfolgt. Nizâmî hatte einsehen gelernt, daß es nicht die Aufgabe eines wahren Dichters sein kann, Moral zu predigen oder Glaubenssätze zu lehren, sondern sich liebevoll in die Irrgänge des menschlichen Herzens zu vertiefen und der Welt einen klargeschliffenen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich selbst mit

allen ihren Tugenden und Lastern, ihren Leiden und Freuden, ihren Siegen und Niederlagen erkennen kann. Und diesem Grundsatze huldigte er auch in seinem nächsten Werke, dem Beduinenroman aus der heidnisch-arabischen Zeit, Lailâ und Madschnûn, den er 1188 (A. H. 584) kurz nach Vollendung eines aus Qaçiden und Ghazelen vorwiegend ethischen und paränetischen Charakters bestehenden Dîwâns zu Ehren des Herrschers des benachbarten Schirwân verfaßte. Dieses Wüstendrama, das die so häufig behandelte tragische Liebe zwischen zwei Sprossen feindlicher Familien zum Gegenstande hat, scheint in seinen Hauptzügen durch die Kreuzfahrer ins Abendland übertragen zu sein und den ersten Anstoß zu Ariosto's „Rasendem Roland" gegeben zu haben, wenn sich auch in letzterem, seiner ganzen ritterlichen Denk- und Sinnesart angemessen, die Raserei ganz anders manifestirt, als in dem von übergroßer Liebesleidenschaft zum Wahnsinn getriebenen Beduinenhelden des morgenländischen Epos.

Nachdem Nizâmî einen längeren Ausflug in das Gebiet der heroischen Epik gemacht und sein schon oben genanntes Alexanderbuch geschrieben, das auch den Titel Scharafnâma oder Iqbâlnâma-i-Iskandarî führt und aus zwei Theilen besteht, einem historischen, der uns Alexander als Eroberer der Welt vorführt, und einem mehr ethischen, der ihn als Philosophen und Propheten zeigt und seine zweite Weltreise beschreibt (in doppelter Recension vorhanden, von denen die erste zwischen 1191 und 1193, A. H. 587—589, die zweite nach 1197, A. H. 593 abgefaßt ist), trat er noch einmal den „Ritt ins alte romantische Land" an und dichtete 1197, sechs Jahre vor seinem Tode (1203, A. H. 599), auf Wunsch des Fürsten Nûr-uddîn Arslan von Mosul, des Sohnes und Nachfolgers von 'Izz-uddîn, dem die erste Recension des Iskandarnâma gewidmet ist, sein drittes und letztes romantisches Epos Haft Paikar oder die „sieben Schönheiten", sieben Liebesromanzen, die den

sieben Lieblingsfrauen des Sâsânidenherrschers Bahrâmgûr in den Mund gelegt sind. Von diesen ist die vierte, von der slavischen Prinzessin vorgetragene, die eine russische Fürstentochter zur Heldin hat, die weitaus bedeutsamste, da sie als das älteste orientalische Vorbild der Gozzi-Schillerschen Turandot erscheint. Die fünf Mathnawîs des Nizâmî, vom Machzan an bis zu dem letztgenannten, bilden zusammen den sogenannten „Fünfer" (auch Pandsch Gandsch „die fünf Schätze" genannt), eine Form, die hinfort für alle epischen Dichter, die persischen sowohl wie die späteren türkischen, tschagataischen und hindûstânischen, maßgebend wurde. Daß aber auch jedes einzelne der romantischen Epen Nizâmîs eine reiche Zahl von Nachahmern gefunden, bedarf bei dem universellen Ruhm des Dichters, der fast dem des Firdausî im Orient gleichsteht, kaum einer besonderen Hervorhebung. Die persische Literatur zählt im Ganzen 20 verschiedene Lailâ und Madschnûns, 19 Chusrau und Schîrîns und sechs Bearbeitungen der Liebesgeschichten Bahrâmgûrs. Die hervorragendsten unter den ersten dieser drei sind die von Amîr Chusrau aus Delhi, dem größten persischen Dichter Indiens (1299, A. H. 698), von Muhammad bin 'Abdallâh Kâtibî aus Nîschâpûr (gestorben 1435, A. H. 838 oder 839), von Dschâmî und Amîr Suhailî in dem gleichen Jahre 1484 (A. H. 889), von Maktabî, einem Schulmeister in Schîrâz 1490 (A. H. 895), von Hâtifî, von Hilâlî (getödtet 1532, A. H. 939), von Qâsim Qâsimî Gûnâbâdî (gestorben 1560, A. H. 967) und anderen schon oben bei den heroischen Epen genannten Dichtern, bis auf Çâdiq Nâmî, Naçîbî aus Kirmânschâh (1812, A. H. 1227) und Nâçir in Lucknow (nach 1814, A. H. 1229). Ebenso begegnen wir Amîr Chusrau, Hâtifî, Qâsim Qâsimî und Çâdiq Nâmî unter den Nachahmern von Chusrau und Schîrîn, zusammen mit Wahschî Bâfiqî (gestorben 1583, A. H. 991, in Jazd), Muhammad

ʿUrfî aus Schîrâz (gestorben 1591, A. H. 999), Mîr ʿAqîl Kauthari aus Hamadân (1606, A. H. 1015) ꝛc. bis zu dem modernsten von allen, Mirzâ Kutchak Wiçâl aus Schîrâz, dessen Sohn noch 1854 in Bombay lebte. Unter den Imitationen des Haft Paikar endlich sind vor allem Amîr Chusrau's Hascht Bihischt oder die „acht Paradiese“ (1301, A. H. 701), Hâtifî's Haft Manzar oder die „sieben Lusthäuser“, und ʿAischî's Haft Achtar oder die „sieben Planeten“ (1660, A. H. 1070) bemerkenswerth.

Gleichzeitig mit der romantischen Epik begann auch die romantische Lyrik in Persien zu blühen, d. h. die Panegyrik und ihr Gegensatz, die Satire, und diese erreichte ihren Höhepunkt unter der Herrschaft der Seldschucken, jener türkischen Dynastie, die in kurzer Zeit ein gefährlicher Nebenbuhler der Ghaznawiden sowohl wie der arabischen Chalifen ward und deren frühester Lobredner eben jener Fachr-uddin Asʿad Dschordschânî war, dem wir das klassische Epos Wis und Râmîn verdanken. Schon die Sâmânidendichter und besonders der große Rûdagî hatten den Preis ihrer fürstlichen Freunde und Beschützer in begeisterten Versen gesungen, aber erst die Hofdichter Mahmûds, die den gewaltigen Eroberer Indiens mit unermessenen Lobsprüchen überschütteten, ihm auf Schritt und Tritt Weihrauch streuten und selbst die geringste seiner Handlungen in zahllosen Strophen verherrlichten, stempelten die Panegyrik zum förmlichen Lebensberuf aller Derer, die mit etwas dichterischem Ingenium begabt um Fürstengunst buhlten. Und auch hierzu hatte der Sänger von Tûs durch die zahlreichen, in sein Schâhnâma eingestreuten farbenprächtigen Schilderungen königlicher Macht und Herrscherwürde nicht wenig beigetragen — durch sie war zuerst dieser — für unseren Geschmack entschieden untergeordneten — Gattung der Lyrik jenes romantische Element eingepflanzt worden, das ihr bisher gemangelt, und ebenso hatte

Firdausî durch seine beißenden Verse gegen den Sultan der satirischen Poesie die Pfade geebnet. Unter Mahmûds Nachfolgern auf dem Throne von Ghazna nahm die Panegyrik einen immer größeren Aufschwung, und besonders zeichneten sich unter ihren Vertretern Abulfaradsch Rûnî aus Lahore, und Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân aus, die beide unter Sultan Ibrâhîm, Mahmûds Enkel, 1059—1088 (A. H. 451 bis 481) und dessen Nachfolger Mas'ûd II. 1088—1118 (A. H. 481—512) blühten. Wie die folgenden zwei Proben aus dem Dîwân des letzteren Dichters, der Sultan Ibrâhîms Mißfallen und Argwohn erregt und dafür lange Jahre im Kerker der Bergfestung von Nâi schmachten mußte, bezeugen, wußten die begabteren unter diesen Hofdichtern neben dem oft überschwänglichen Lobpreis des Herrschers auch einer mehr praktischen Lebensweisheit beredten Ausdruck zu verleihen.

Feier des Sultans.

Des Sultans Herrschaft daure fort, so lang Bestand den ird'schen Dingen,
Und diese ganze Erde soll sein Machtwort stets zum Dienst sich dingen!
Es möge um den Nacken sich der Himmelssphären allzumal
Als Krause stets der Kleidersaum von seinem würd'gen Flehen schlingen.
Und was auch seines Scharfsinns Blick erstreben mag in dieser Welt,
So schwer es sei, es möge stets ihm ohne Müh' und leicht gelingen!
Auf seines Feindes Scheitel soll, wie auf des Ambos Fläche er,
Des schwer vom Schlag getroffenen, den Hammer seiner Strafmacht schwingen.
So heiß wie ein Septembersturm soll auch an Gluth sein Zürnen sein,
Doch hinziehn wie Aprilgewölk sein güt'ges Wort auf feuchten Schwingen.
Und wer für ihn den Wunsch nicht hegt, daß Gram ihm fern sein Lebelang,
Dem mög' der Himmel langen Gram und kurze Frist des Lebens bringen.
Des hocherhab'nen Gottes Schirm und mächt'ger Schutz und güt'ge Huld,
Sie sollen ihm als Helm das Haupt, als Panzerkleid den Leib umringen.
O daß doch stets des Glückes Wind durchwehte seiner Herrschaft Luft,
Und über seiner Herrschaft Land doch stets der Gnade Wolken hingen!
In des Verstandes ganzer Welt ist sein Verstand der wahre Kern,
Mög' seine Seel' als Wesensstoff auch in die Welt der Seelen dringen.
Und gleich wie der gewölbte Bau des Schlosses, soll gebückt zu stehn
Vor seinem, des Gebieters Schloß, sich aller Fürsten Rücken zwingen.

Gefeiert ist sein Ruhmespreis in tausenden von Poesien,
Und jede dieser tausend soll in tausend Dîwâns wiederklingen.
Doch den gesammten Hauptgehalt des Rühmenswerthen, was er that,
Den soll mit seiner Dichterkraft Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân singen

Lebensregeln.

Stets mußt du fest im Sattel sein,
Im Reden sicher, zweifelsrein!
An Sinnesart sei gleich dem Lenz,
Sei voll von Geist, im Ausdruck fein!
Wer Thron und Glauben schäd'gen will,
Von dem mußt Du die Welt befrein.
Erblüh' wie eine Rose licht,
Trittst du beim Schâh des Weltalls ein!
Willst du das Reich beruhigt sehn,
Darf nie dein Schwert der Ruh sich weihn!
Schaff, daß die Herrschaft gleicht dem Schwert,
So staubfrei und von hellem Schein!
Bekriege den, der Böses sinnt,
In Jammer stürz' den Feind hinein;
Dann lebe glücklich, hochgeehrt,
Mit deinen Nächsten im Verein!

Zu wirklicher Vollendung aber ward, wie schon oben angedeutet, diese Dichtungsgattung erst unter den Seldschucken gebracht, und zwar durch die berühmte Gruppe von Lobdichtern, die sich um Sultan Sandschar (1117—1157, A. H. 511 bis 552) und theilweise auch um seinen großen Gegner Atsiz, den Schâh von Chwârizm (das heutige Chiwa), schaarte. Zu dieser Gruppe gehörten Adîb Çâbir, der auf Befehl von Atsiz, dessen Mordanschlag auf Sandschar er dem letzteren rechtzeitig mitgetheilt, 1145 oder 1151 (A. H. 540 oder 546) im Oxus ertränkt ward, und sein Schüler Dschauharî, der Goldschmidt von Bochârâ; ferner Amîr Mu'izzî, der Dichterkönig an Sandschar's Hof, der durch einen Pfeilschuß 1147 (A. H. 542) getödtet wurde; Raschîd Watwât („Die Schwalbe"), der 1172 (A. H. 568) starb und außer seinen Qaçîden noch eine werthvolle Metrik, Hadâ'iq-ussihr, sowie eine

Im Verlage von **J. F. Richter** in Hamburg erschienen:

Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 50 Bogen. 2 Bände, eleg. brosch. Mk. 9.—.

Inhalt: Die schöne Gartenkunst. — Die Schönheit der Pflanzenwelt. — Gottfried Semper und die moderne Architektur. — Rafael und das Madonnenideal. — Rafael's Schule von Athen. — Rafael's Disputa und Dürer's Allerheiligenbild. — Das Weltgericht in der Malerei. — Das Gottesideal des Hubert van Eyck. — Michelangelo und Cornelius. — Der Zeus des Phidias. — Die Venus bei den Alten, bei Tizian und Thorwaldsen. — Laokoon und Niobe. — Die Pietà bei Michelangelo und bei Rietschel. — Die Schönheit des menschlichen Körpers. — Die hohen Messen von J. S. Bach und L. von Beethoven. — Die Christus-Oratorien von Händel und Beethoven, Kiel und Liszt. — Richard Wagner's Stellung in der Kunstgeschichte. — Das Requiem in seinen hervorragendsten Vertretern. — Absolute Höhen der Kunst. — Das Wesen der Antike. — Kleinigkeiten in der Kunst. — Ueber Bemalung von Gebäuden und Statuen. — Zur Aesthetik des Kunstgewerbes.

Der Verfasser will den heutigen Gegensatz zwischen Aesthetiker und Kunsthistoriker überbrücken helfen. Er will zeigen, daß die Aesthetik sich nicht auf philosophische Abstraktionen beschränken darf, sondern sich erbauen muß auf einer gründlichen Kenntniß der einzelnen Künste; daß aber auch andererseits die heutige Kunstgeschichte nicht noch weiter ihrem realistischen Zuge folgen und sich in lauter äußerliche Einzelheiten verlieren soll. Nur aus der innigsten Durchdringung von Kunstgeschichte und Aesthetik kann eine Betrachtung der Kunstwerke hervorgehen, durch welche diese erst wahrhaft fruchtbar werden, nicht blos für die Gelehrten, sondern für die große Kunstgemeinde überhaupt.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst von **Gustav Portig.** Gr. 8°, elegant broschirt Mk. 3.—.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Hans Besenried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege von **F. H. Benary.** Oktav-Ausgabe, eleg. brosch. Mk. 2.—, in eleg. Originaleinband Mk. 3.—.

— **Prachtausgabe mit über 120 Illustrationen von C. W. Allers,** in prachtvollem Originaleinband Mk. 15.—.

Das „**Berliner Tageblatt**" schreibt: Seit Scheffel, Julius Wolff und Baumbach die deutsche Vorzeit für die poetische Empfänglichkeit zurückeroberten, hat sich im deutschen Dichterwalde ein Jubiliren und Tiriliren nach den Weisen dieser Meister erhoben, bei welchem sich Viele als berufen und Wenige als auserwählt erweisen. Unter den Auserwählten begrüßen wir mit Freuden das Werk eines schneidigen Publizisten, der sich als ein begnadeter Poet enthüllt. „Hans Besenried" ist eine dichterische Gestaltung jener merkwürdigen Zeit, wie sie lebensvoller und realistischer kaum gedacht werden kann. Benary hat es verstanden, durch sein treues, sittengeschichtliches Gemälde die Töne zarter Liebesromantik erklingen zu lassen, und so ist ein dichterisches Werk entstanden, das den Poeten ehrt und ihm allerwärts Freunde und Verehrer erwerben dürfte.

Das junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit von **Feodor Wehl.** Mit einem Anhange seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt; H. Laube und K. Gutzkow. 8° elegant broschirt Mk. 3.—.

Der vielerfahrene Autor giebt in diesem Werke reiches Material und eine Basis zur Beurtheilung derjenigen Dichter und ihres literarischen Wirkens, welche man gemeinhin unter dem Gesammtnamen „Das junge Deutschland" bezeichnet. Mit fast allen diesen Geistesheroen eng befreundet gewesen, ist F. Wehl vor allen Anderen zu einer solchen Darstellung berufen und hat er es auch verstanden, die Schilderung der Personen, Zeitumstände und der geschichtlichen Momente in ein lebensvolles und höchst interessantes Bild zusammenzufassen. Das schön ausgestattete Buch wird allen Litteraturfreunden hochwillkommen sein.

Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.** 8°. Neunte Auflage, elegant broschirt, Preis Mk. 4.—, fein gebunden Mk. 5.—.

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallet's Schriften in dem hochangeschwellten Strome der Literatur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich noch an dieser geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen Humanismus in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Evangelium", diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ideenreichthum alle derartigen Schriften in unserer Literatur weit überragt. Das Buch ist heute noch jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.